

Buch zum Frühstück

„Gemeinsam durch die Krise? Betrachtungen zur COVID-19-Pandemie“

Ein Essay von ifz-Wissenschaftlerin Birgit Bahtić-Kunrath

Die COVID-19-Pandemie hat unsere Gesellschaften vor große Herausforderungen gestellt. Nach Jahren einer Ideologie des „schlanken Staates“ – ein Staat, der sich so weit wie möglich aus dem Leben seiner Bürger und Bürgerinnen heraushalten und insbesondere dem freien Wirtschaften keine Hindernisse in den Weg stellen soll – konnten wir erleben, wie staatliches Handeln wieder ins Zentrum rückte: Um Risikogruppen vor einer Erkrankung zu schützen, nahmen die Bürger und Bürgerinnen starke Einschnitte in ihr Alltagsleben hin; das Wort „Solidarität“ erfuhr eine Aufwertung. Mittlerweile bröckelt diese Solidarität jedoch; kritische Stimmen werden lauter und mitunter auch aggressiver. Nach eineinhalb Jahren Pandemie ist eine umfassende Literatur zur Frage entstanden, wie mit dieser Krise aus welchen Gründen umgegangen wurde, ob der Umgang adäquat war oder nicht, und ob sich Chancen auf Neues ergaben oder sich alte Strukturen vielmehr verfestigt haben (siehe dazu etwa Holzinger 2020; Volkmer/Werner 2020). Die Pandemie wird dabei aus verschiedenen Perspektiven betrachtet und dementsprechend unterschiedlich bewertet.

Das vorliegende Essay gibt einen kleinen Ausschnitt der breiten literarischen Debatte wider, indem drei aktuelle Bücher zum Thema vorgestellt und zueinander in Bezug gesetzt werden: Der Philosoph und Bestseller-Autor *Richard David Precht* hat sich in seinem jüngsten Werk **„Von der Pflicht. Eine Betrachtung“** mit unserem Verhältnis zu Staat und Gemeinwesen beschäftigt, welches während der Pandemie einer Prüfung unterzogen wurde (Precht 2021). Der Soziologe *Reimer Gronemeyer* legt in seinem Buch **„Die Schwachen zuerst: Lektionen aus dem Lockdown“** den Fokus auf Menschen am Rande der Gesellschaft – Alte, Kranke, Arme – die seiner Ansicht nach nur vermeintlich geschützt wurden (Gronemeyer 2021). Die Coronakrise begreift Theologe *Tomáš Halík* in seiner Predigtsammlung **„Die Zeit der leeren Kirchen“** wiederum als Chance, sich in unserer lauten Zeit wieder auf den Wert der Kontemplation zu besinnen, und als Gelegenheit, die katholische Kirche von Grund auf neu zu denken (Halík 2021).

Das Individuum im Staat: „Von der Pflicht“

Richard David Prechts „Von der Pflicht“ thematisiert die Rückkehr der Pflicht im Zuge der COVID-19- Pandemie: Ein „angestaubter“ Begriff (S. 12), der aber klar macht, dass in einem funktionierenden Gemeinwesen nicht nur eigene Rechte einzufordern sind, sondern auch die Rechte anderer anerkannt werden müssen – im konkreten Fall das Recht auf Leben der „Risikogruppen“, welches eine individuelle Pflicht gegenüber der Gemeinschaft generiert.

Gleich zu Beginn macht der Autor klar: Man kann und soll Zweifel am staatlichen Handeln in der COVID-19-Pandemie artikulieren. Jedoch ist ein prinzipielles Ablehnen aller staatlichen Maßnahmen zur Eindämmung der Krankheit für Precht nichts anderes als Ausdruck einer Entsolidarisierung der Starken gegenüber der Schwachen, einhergehend mit einer Entpflichtung des Einzelnen gegenüber einer Gemeinschaft. Unverständnis, fehlende Empathie und mangelnde Rücksicht sind die Zutaten für die wachsende Kritik an der

staatlichen Pandemie-Politik, garniert mit einem Schuss Realitätsverweigerung: „Nicht mein Verhalten soll sich ändern, sondern lieber die Realität“ (S. 17).

In diesem kritischen Milieu breiten sich Verschwörungstheorien aus; die eigene Echokammer wird nicht mehr verlassen. Man währt sich als einer der wenigen im Besitz einer „Wahrheit“, während Massenmedien, Expertinnen und Politiker „lügen“. Damit werden auch unsolidarische Handlungen – etwa, indem man auf Hygienemaßnahmen und das Tragen von Masken verzichtet – legitimiert, was letzten Endes auf eine Entpflichtung gegenüber dem Staat hinausläuft: der Staat als Feindbild, dem man nichts schuldet, der von feindlichen Kräften für ihre finstere Agenda gekapert wurde und von willfährigen Idioten unterstützt wird, während man selbst wissend über all dem steht (vgl. S. 24ff). Dabei geht es laut Precht um mehr als um bloße Kritik an Corona-Maßnahmen – nämlich um eine Tendenz, dass eine zunehmende Zahl an Menschen das „feine Gewebe aus Rechten und Pflichten im modernen Fürsorge- und Vorsorgestaat“ mit „einer Machete durchtrennt“ (S. 24): Die Gesundheitskrise wird zur Krise des Staatsverständnisses.

Ob man bereit ist, eine Pflicht gegenüber einer Gemeinschaft wahrzunehmen, hängt stark mit dem Selbstbild zusammen – ein individueller Verhaltenskompass, der persönliche Rechte mit persönlichen Pflichten abwägt. Natürlich darf es Gründe für eine „Entpflichtung“ geben, etwa bei großem staatlichem Unrecht. Doch pocht Precht auf den Kontext und eine realistische Einschätzung der Gefahr und moralischen Bedrohung, was gerade in unserer medialen Entrüstungsgesellschaft dringend notwendig ist: Zu häufig kommt es zu einer Unverhältnismäßigkeit bei der Bewertung staatlichen Handelns, zum Beispiel wenn Maßnahmen gegen COVID-19 als „Faschismus“ tituliert werden, gegen den „Widerstand“ zu leisten sei (vgl. S. 114). Dies ist auch im Rahmen einer hoch individualisierten Welt zu sehen, die ein Wirtschaftssystem forciert, welches Erfolg über Leistung und harte Arbeit stellt. Erfolg hat immer Recht – selbst wenn er auf Kosten von anderen geht. Insofern sind Entpflichtung und Entsolidarisierung auch als Antworten auf die Anforderungen der auf Erfolg ausgerichteten Gesellschaft zu verstehen.

Die Wiederkehr der Solidarität

Um diesen Entwicklungen entgegenzuwirken, soll das marktwirtschaftliche „Individualprinzip“ zumindest zeitweilig dem „Sozial- und Humanitätsprinzip“ untergeordnet werden. Konkret könnte dies durch die Einführung eines sozialen Pflichtjahrs geschehen, nicht nur für junge Menschen, sondern auch für ältere Menschen vor ihrem Rentenantritt. Dies böte nicht nur eine Chance für die Gesellschaft – auch die „Sozialpflichtigen“ selbst würden Sinnstiftung und Resonanz erleben. Precht räumt ein, dass die Vorschläge nur ein erster Beitrag aus einem Bündel von Maßnahmen sein können, unsere Gesellschaft wieder empathischer, solidarischer und pflichtbewusster zu machen und so die Demokratie fit für die Herausforderungen der Zukunft zu machen, wie sie etwa der Klimawandel mit sich bringt.

Prechts „Von der Pflicht“ ist gut lesbar und greift ein wichtiges Thema auf, von dem zu wenig gesprochen wird: nämlich das Zusammenspiel unserer eigenen Verfasstheit und dem Gemeinwesen. Unterbelichtet bleibt die Rolle der Angst, die individueller Entpflichtung in der Pandemie Vorschub geleistet haben mag: Angst vor wirtschaftlichem Existenzverlust, und Angst vor Kontrollverlust; all dies im Kontext einer umfassenden Vertrauenskrise. Denn die um sich greifende Entsolidarisierung, zu der auch die Fundamentalopposition gegen Pandemie-Maßnahmen gehört, kann auch im Kontext eines generell wachsenden Vertrauensverlusts gelesen werden: Das Vertrauen von Bürgern gegenüber der Politik und der öffentlichen Verwaltung sinkt, aber auch zwischen den Bürgern und Bürgerinnen selbst, wie die zwischen 2015-2018 in Deutschland durchgeführte Vertrauensstudie zeigt (siehe dazu: Allmendinger / Wetzel 2020). Die Gründe dafür sind vielfältig; ein zentrales Motiv ist das Gefühl, dem eigenen Anliegen kein Gehör verschaffen zu können – was einer Kultur des Misstrauens und letztendlich der Angst Vorschub leistet. Obwohl für Precht der Schutz der Risikogruppen das zentrale Argument für Einschränkungen der Allgemeinheit ist, bleiben die Perspektiven dieser heterogenen

Gruppe auf die Krise außen vor: Wie sehen jene, die von außen das Attribut „schutzbedürftig“ erhalten haben, den Umgang mit COVID-19? Diese Frage greift der Soziologe *Reimer Gronemeyer* auf.

Die Schwachen zuerst

Der Staat, der die Schwachen schützt; die Bürger und Bürgerinnen, welche die dazu notwendigen Maßnahmen aus Solidarität mittragen – diese Sichtweise auf den Umgang mit der Pandemie ignoriert die verheerenden Auswirkungen der Einschränkungen auf diese schützenswerten Schwachen, kritisiert Gronemeyer. Doch sind diese Schwachen „nicht eine Randerscheinung, sondern das heimliche Zentrum einer Gesellschaft im radikalen Wandel“ (S. 18). Es gilt, an den Schwachen Maß zu nehmen bzw. von ihnen zu lernen, da diese Erfahrung mit einem Leben im permanenten Krisenmodus haben. Davon sind wir gesellschaftlich jedoch weit weg: Zwar werden in unseren Inklusionsgesellschaften die Schwachen zunehmend ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt, gleichzeitig aber beforscht und diszipliniert, mit einer industriegleichen Maschinerie von Medizinerinnen, Sozialarbeitern, Therapeutinnen, die aktuell vor allem eines signalisiert: Schwäche ist ein Defekt, den es auszubügeln gelte (vgl. S. 86). Eine bedingungslose Annahme des Gegenübers ist das nicht. Aus dieser Perspektive sieht Gronemeyer kritisch auf die COVID-19-Maßnahmen, deren individuelle Umsetzung Precht als Pflicht ansieht.

Schutz als Bürde

Diese Maßnahmen schützten Schwache nur vorgeblich: Kinder und Jugendliche, Pflegebedürftige, psychisch Kranke, einsame Menschen aber auch Menschen, die ihr Erwerbsleben über Monate auf null herunterfahren mussten, Arme und Menschen in engen Wohnverhältnissen wurden zwar wie alle anderen „geschützt“, zahlten aber für den Schutz einen wesentlich höheren Preis als gesunde und wirtschaftlich abgesicherte Menschen – der Schutz wurde zur Bürde (vgl. S. 46-48). Besonders gelitten haben Menschen in Pflegeheimen, deren geistiger und körperlicher Zustand sich durch die Kontaktverbote häufig rasant verschlechterte. Eine „radikale Hilflosigkeit“ seitens Staat und Gesellschaft konstatiert Gronemeyer hier, gemischt mit mangelnder Transparenz, unter der auch das überforderte (meist weibliche) Pflegepersonal litt: „Was da passiert ist an Vernachlässigung und Mangelversorgung, das wissen wir nicht“, wird eine Pflegerin zitiert (S. 61).

Insgesamt sieht der Autor die Pandemie als Resultat unserer westlichen Hybris. Mehr Offenheit gegenüber nicht-westlichen, holistischen Denkansätzen könnte helfen, den Weg der Zerstörung zu verlassen. Das würde auch bedeuten, als Individuum wieder mehr Verantwortung für die Gesellschaft zu übernehmen – hier treffen sich Gronemeyers Überlegungen mit jenen Prechts (vgl. S. 110f).

Lehren aus dem Lockdown

Welche Lehren lassen sich nun aus dem Lockdown ziehen? Gronemeyer wünscht sich vor allem einen intensiven Blick auf die Schwachen: „Sie, die Schwachen, sind das Fieberthermometer der Gesellschaft: Wird es ihnen schlechter gehen, weil sie noch weniger zählen als zuvor? Oder werden wir bei ihnen nach einer neuen freundschaftlichen Lebensform suchen?“ (S. 160).

Die Politik des Lockdowns war für Gronemeyer mehr von Panik als von Klugheit getrieben. Doch wie Precht sieht er die Chance, aus dieser Krise zu lernen, vor allem mit Blick auf die Herausforderungen, welche der Klimawandel an unsere Gesellschaften stellt. Zudem hat die Krise gezeigt, wo Handlungsbedarf besteht: in der überforderten Altenpflege, im unterfinanzierten Gesundheitssystem, in den schlecht ausgestatteten Schulen, bei ungesunden Arbeitsverhältnissen. Solidarität und Schutz der Schwachen muss also wesentlich breiter angesetzt werden als nur beim individuellen Verhalten: Gefahr lauert dort, wo die Bekämpfung von COVID-19 zu einer „neoliberalen Präventionsideologie“ wird, „(...) die immer nur dem Einzelnen die Verantwortung für das Wohlergehen auferlegt und die strukturellen Rahmenbedingungen wie krank machende Arbeits- und Wohnverhältnisse verschweigt“ (S. 164f). Gronemeyer geht hier einen Schritt weiter als Precht und zeigt die

politische Dimension von Pflicht auf: Deren Wahrnehmung kann nur gelingen, wenn das Individuum überhaupt erst die (strukturelle) Möglichkeit dazu hat.

Anstelle eines ganzheitlichen Ansatzes wurde im Lockdown nur der biomedizinische verfolgt, der das menschliche Leben zum Fetisch erhob – während auf die Frage „Wie leben?“ nur unzureichend Rücksicht genommen wurde, so Gronemeyer (vgl. S. 180). Im Gegensatz zu Precht, der das Recht auf Leben als allgemeine Rechtfertigung für Maßnahmen der Pandemie-Bekämpfung heranzieht, fragt Gronemeyer, von welchem Leben wir hier überhaupt reden; dies vor allem mit Blick auf isolierte Menschen in Pflegeheimen oder sozio-ökonomisch benachteiligte Kinder und Jugendliche, die den Anschluss verlieren. Sich an den Schwachen zu orientieren ist also der Schritt in eine wahrhaft humane Gesellschaft – eine Richtschnur für gesellschaftliches Handeln auch in Zeiten einer Pandemie.

Wie Prechts Fokus auf die individuelle Pflicht vermag es Gronemeyer, mit seinem Blick auf die Schwachen in der Gesellschaft eine neue Perspektive in die Debatte rund um die Pandemie-Bekämpfung einzubringen. Dennoch bleiben viele Fragen offen: So kritisiert der Autor etwa das Konzept der Triage, das bei Überlastung der Intensivstationen jene Menschen bevorzugt, die eine größere Chance aufs Überleben haben; gleichzeitig hinterfragt er jedoch das absolute Recht auf Leben. Auch konkrete Vorschläge, wie man die Perspektiven von marginalisierten Personen besser berücksichtigt und gleichzeitig die Pandemie einhegt, bleibt er schuldig. Dennoch zeigt das Buch, dass die Bekämpfung von COVID-19 eine breitere Perspektive und kreativere Ansätze braucht, vor allem wenn es um die unterschiedlichen Auswirkungen der Maßnahmen auf unterschiedliche Bevölkerungsschichten geht.

Die Zeit der leeren Kirchen – Pandemie und Glaube

Einen dritten Blickwinkel auf die Pandemie wirft *Tomáš Halík* auf, der eine Brücke schlägt zwischen einer individuellen Verantwortungsethik gegenüber der Gemeinschaft, die Precht thematisiert, und dem Versagen der Gemeinschaft gegenüber der Schwachen, welches Gronemeyer beklagt. Halík, Priester und Religionsphilosoph in Prag, hat während des ersten Lockdowns 2020 eine Reihe von Predigten verfasst, die sich zunächst unserer persönlichen Verfasstheit in der Krise, aber auch der Problematik der sich seit Jahrzehnten leerenden Kirchen widmen. In der Pandemie waren die Kirchen wirklich – per Verordnung – leer: „Ich fürchte, dass diese Zeit der leeren Kirchen zu einem Warnbild für eine nahe Zukunft werden kann, falls die Kirche die dringlichen Aufforderungen von Papst Franziskus zu einer inneren Reform, zu einer radikalen Wende zum Evangelium, zu einer Vertiefung ihrer Theologie, ihrer Spiritualität und ihrer pastoralen Praxis nicht ernst nimmt“ (S. 16). Die voranschreitende Säkularisierung ist dabei als „ganzheitliche Krise der Sicherheiten der gegenwärtigen Menschen“ zu begreifen (S. 20) – eine voranschreitende Vertrauenskrise also, die bereits weiter oben thematisiert wurde und die die Kirche, aber auch den Glauben im weiteren Sinn betrifft.

Halík kritisiert jene, welche die Pandemie unhinterfragt zur Strafe Gottes erklärten: „Sie missbrauchen das Unglück und missbrauchen die Religion – sie benutzen Gott als ihr Instrument, als psychologisches Werkzeug ihres eigenen Hasses. (...) Sie kennen doch die Gedanken Gottes bereits vollkommen, es ist also kein Wunder, dass ihr Gott gerade diejenigen bestraft, die sie selbst hassen oder vor denen sie Angst haben, und dass er jene gerade dafür bestraft, was sie auch verurteilen“ (S. 48f). Man solle sich vor einfachen Erklärungen hüten und in Zeiten der Pandemie viel mehr vor Panik und Chaos warnen, so Halík. Dazu brauche es einen „gesunden Glauben“: Dieser vertreibt Angst und schafft die Grundlage für rationales, ruhiges, verantwortliches Handeln.

Verantwortung und Liebe

Aus der Verantwortung für und Rücksichtnahme auf andere, der Vereinigung von Liebe mit Rationalität, wird die Kraft geschöpft, in „solidarischer Liebe“ den besonders stark betroffenen und bedrohten Menschen in der Pandemie zu helfen. Das Gebot „Du sollst nicht morden“ ist die Grundlage für einen verantwortungsvollen Umgang mit der Pandemie; ähnlich wie Prechts Argument des Rechts auf Leben. Jedoch ruft Halík auch dazu auf, den besonders hart Getroffenen der Pandemie persönliche Nähe und aufrichtiges Interesse zukommen zu lassen. Es gilt, im Rahmen der eigenen Möglichkeiten, Bedürftigen in der Krise zu helfen und das eigene Gewissen permanent zu prüfen, ob wir alles tun, was wir tun können.

Halík verbindet hier den Aufruf an die individuelle Verantwortungsübernahme, wie ihn Precht anspricht, und die Auseinandersetzung mit den „Betroffenen und Bedrohten“, die sich Gronemeyer wünscht; vor dem Hintergrund einer christlichen Haltung. Was die konkrete Ausgestaltung von Hilfe in Pandemie-Zeiten anbelangt, bleibt der Autor vage, verweist aber auf das persönliche Abwägen im Dienst an den anderen (vgl. S. 63): Was ist möglich in Zeiten der Pandemie, wo gibt es Grenzen? So bleibt Halík, ähnlich wie Precht, auf der individuellen Verantwortungsebene, wenn diese auch auf den Kreis der Mitmenschen erweitert wird, und lässt strukturelle Fragen aus.

Krise als Chance

Mehr als die beiden vorhergehenden Autoren sieht Halík in der Krise auch eine Chance, auf zweierlei Art: Zunächst können neue Denkräume hinter der „verschlossenen Tür zu Hause“ geschaffen werden; dabei hilft die Entschleunigung, welche uns einlädt, „umso mehr die innere Offenheit des Herzens und des Geistes zu pflegen“ (S. 62). Dazu kommt „alltägliches Heldentum“ jener, welche in der Pandemie unsere Gesellschaft am Laufen halten, und die Ausdauer, die wir alle durch das Mittragen der Maßnahmen an den Tag legen. Für den Autor stellen dies Eigenschaften dar, welche eine Gesellschaft und ihre Mitglieder reifer lassen werden (vgl. S. 80). Zweitens erlauben diese Denkräume, auch Kirche neu zu denken: „Vielleicht zeigen die geschlossenen Kirchen während der Pandemie eine nahe Zukunft, in der eine Form des Christentums untergehen wird (...) und unser Glaube wird sich mehr an jene eschatologische Zukunft annähern, in der es gemäß der Apokalypse des Johannes keinen Tempel mehr geben wird. Was wird die bisherige Form der Kirche ersetzen?“ (S. 61)

Was die neue Kirche anbelangt, deutet Halík eine Rückkehr der Hauskirche an. Klar ist dabei, dass digitale Angebote eine willkommene Ergänzung darstellen, aber niemals den persönlichen Kontakt ersetzen können. Frauen, Minderheiten, wiederverheiratete Geschiedene sollen – ganz nach der Praxis Jesu – ihren gleichberechtigten Platz in der Kirche haben. Nicht die „Diktatur der Mehrheit“, sondern jene Menschen, die am Rande der Gesellschaft stehen, können die Kirche in die Zukunft führen. Die Pandemie hat gezeigt, dass Gott nicht nur in den Kirchen wohnt und nicht auf die traditionelle Liturgie und die Sakramente beschränkt ist – und leitet vielleicht eine Wende in unserem Denken von Kirche ein. Schlussendlich hat uns COVID-19 gelehrt, dass wir nicht immer „Regie führen über die Welt und das Leben, die Natur und die Geschichte, dass wir sie vollständig unter Kontrolle haben. Heute wissen wir um die Verletzlichkeit unserer Welt, davon, dass nach dieser andere Katastrophen kommen können und wahrscheinlich kommen werden. Wir müssen lernen, in einer solchen Welt zu leben“ (S. 201).

Fazit

Drei Sichtweisen auf die Pandemie; begründet in individueller Verantwortungsethik, in einer Kritik am Umgang mit den Schwachen in unserer Gesellschaft mit Blick auf strukturelle Probleme, und in einem christlichen Glauben, der Verantwortung für die Allgemeinheit trägt, aber den Schwachen besondere Aufmerksamkeit schenkt. Eine nachhaltig erfolgreiche Bekämpfung der Pandemie, die keine Verlierer produziert, führt diese drei Stränge zusammen und fördert eine Verbindung staatlicher und individueller Verantwortung gegenüber einem abstrakten Gemeinwesen, aber auch gegenüber besonders verletzlichen Menschen. Diese

Verantwortung muss von einer kritischen Reflexion über strukturelle Problemlagen getragen werden, die vor allem marginalisierte Personengruppen betreffen. Tatsächlich deutet nach über einem Jahr Pandemie alles darauf hin, dass die großen Verlierer der COVID-19-Krise jene Menschen sind, die zuvor schon am Rande der Gesellschaft gestanden waren (Dawid 2020). Um solches für zukünftige Krisen zu vermeiden – die strukturellen Änderungen, die der Klimawandel mit sich bringt, drängen ganz besonders ins Bewusstsein – braucht es neue Ideen und Menschen, die diese umsetzen. Tatsächlich hat vor allem die Zivilgesellschaft rasch auf die Pandemie reagiert: Zahlreiche Nachbarschaftsinitiativen, rasch gegründete Einkaufshilfen und Essenstafeln zeigen, wie individuelle Verantwortung in einen breiteren Kontext gestellt werden kann – nämlich nicht nur, indem schädliches Verhalten unterlassen, sondern indem proaktiv und flexibel auf besonders Betroffene der Pandemie eingegangen wird. Es bleibt zu hoffen, dass diese vielen Initiativen eine Saat für eine Gesellschaft darstellen, die individuelle Verantwortung und Solidarität mit den Schwachen nicht nur verlangt, sondern aktiv fördert und dadurch lebendig werden lässt. Eines ist sicher: Die Auswirkungen von COVID-19 auf unsere Gesellschaft bedürfen noch viel Auseinandersetzung. Das Essay hat versucht, einen kleinen Beitrag dazu zu leisten.

Literatur:

Allmendinger, Jutta/Wetzel, Jan (2020): Die Vertrauensfrage. Für eine neue Politik des Zusammenhalts. Berlin: Dudenverlag.

Dawid, Ewelyn (2020): Armutsbetroffene und die Corona-Krise. Eine Erhebung zur sozialen Lage aus Sicht der Betroffenen. Wien: Österreichische Armutskonferenz/Bundesministerium für Gesundheit, Soziales, Pflege und Konsum.

Gronemeyer, Reimer (2021): Die Schwachen zuerst. Lektionen aus dem Lockdown. München: Claudius.

Halik, Tomáš (2021): Die Zeit der leeren Kirchen: Von der Krise zur Vertiefung des Glaubens. Freiburg – Basel – Wien: Herder.

Holzinger, Hans (2020): Die Post-Corona Gesellschaft. Was wir aus der Krise lernen sollten. Wien: Morawa.

Precht, Richard David (2021): Von der Pflicht: Eine Betrachtung. München: Goldmann Verlag.

Volkmer, Michael/Werner, Karin (2020) (Hg.): Die Corona-Gesellschaft. Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft. Bielefeld: transcript Verlag.